

Julia Prager

›Selbst-Akte‹: Masturbation als Mittel der literarischen
Inanspruchnahme des Subjektstatus?

ÜBERKREUZUNGEN INTERSECTIONS

Verhandlungen kultureller, ethnischer, religiöser
und geschlechtlicher Identitäten in österreichischer
Literatur und Kultur

Negotiations of cultural, ethnic, religious,
and gender identities in modern Austrian
Literature and Culture

Sobald in der Literaturwissenschaft von weiblicher Autorenschaft gesprochen wird, lässt auch die Frage nach dem (ebenso weiblichen) Begehren nicht lange auf sich warten: dem Begehren nach einer ›eigenen‹ Sprache in der Literatur, einer weiblichen Ästhetik und vor allem jenes nach der Möglichkeit des Ausdrucks sexuellen Begehrens im patriarchalen Diskurs.

Wenn Sprache und Sexualität als übergeordnetes Begehren zusammenstoßen, geht es also auch um literarische Versuche, gegen diesen – als männlich markierten – Diskurs anzukämpfen, ihn zu unterlaufen oder zumindest auszubeulen. Anders ausgedrückt geht es um die Überwindung der dichotomen Grenzziehung, die Subjekte wie Objekte auf ihre vergeschlechtlichten Plätze verweist. Was könnte sich dafür also besser eignen als die Aneignung und Zerstückelung dieser ›männlichen‹ Sprache, die Auslöschung bzw. die eigennützige Benutzung des penetrierenden Penis im sexuellen Akt literarischen Ausdrucks durch die *weibliche Selbstbefriedigung*?

– Dessen Scheitern.

Tatsächlich ist das Scheitern das produktive Moment dieses hier vorgestellten Unterfangens, das die Literaturwissenschaft aus dem eigenen dichotom genormten Rahmen führen könnte, d.h. durch welches eine umfassendere Analyse der Relation Sprache-Macht-Sprecher_in ermöglicht wird, was auch bedeutet, dass die Macht, ›Sprache bzw. Phallus zu haben‹, nicht mehr an ein reales ›Mann-Sein‹ gekoppelt werden kann, sondern dieses vielmehr selbst als Konstruktion verhandelt wird – wenn auch als nach wie vor melancholische. Es ist also die Unterscheidung von ›melancholischer‹ und ›betrauerbarer‹ Wahrnehmung, die hier und im Anschluss an Judith Butlers Theoreme, in den Mittelpunkt einer dekonstruktivistischen oder auch *queeren* Analysestrategie rückt.

Die Notwendigkeit, das Scheitern als produktiven Ausgangspunkt für eine solche Analyse- bzw. auch Lektürestategie zu resignifizieren, um sich dann einer perpetuierten Festschreibung der patriarchalen Ordnung als Reduktion auf ›männliche‹ Herrschaft zu entziehen, zeigt sich im österreichischen literarischen Diskurs

beispielsweise auch in den Werken Elfriede Jelineks und Marlene Streeruwitz‘:

Beide lassen ihre Protagonistinnen bei ihren Versuchen, ›selbst Hand an zu legen‹ oder in irgendeiner Form Subjekt ihres Begehrens und dessen sprachlichen Ausdrucks zu werden, scheitern. Hier wird das Scheitern allerdings zu einem Zeichen der Ohnmacht gegenüber einem übermächtigen Diskurs und nicht zum Anlass, die wahrnehmbare Ordnung auf ihren Konstruktcharakter hin zu befragen. Es sind jedoch nicht nur die Protagonistinnen, die hier scheitern, wie Julia Neissl in Bezug auf Jelineks Roman *Lust* schreibt:

Jelinek scheitert an ihrem Versuch (einen Porno aus weiblicher Sicht zu schreiben; Anm. J.P.), da sie keine weibliche Sprache der Sexualität finden kann und so in einer männlich geprägten bzw. dekonstruierten männlichen Sprache schreibt. (Neissl 2001: 203)

Und auch die Autorin selbst, der festen Meinung, mit *Lust* einen ›Antiporno‹ verfasst zu haben, bestätigt Neissls Attest einer ohnmächtigen Sprachhaltung und bewegt sich nicht aus dem dichotom gespaltenen Feld von *Haben* und *Sein*:

Es ist selbstverständlich so, dass sich Frauen die Darstellung des Obszönen und des Nackten zurückerobern müssen. Ich versuche das, merke aber in meiner eigenen Arbeit, dass die Darstellung des Obszönen von Männern so usurpiert ist, dass Frauen dafür keinen Ort haben und scheitern müssen. (Jelinek zitiert nach Meyer 1994: 120)

In eine ähnliche Richtung geht auch Streeruwitz, wenn sie das ohnmächtige Scheitern sogar zu ihrem Sprach-Programm macht: Indem sie die Unsicherheit weiblichen Sprechens durch ihre konsequente ›Sprich-in-vollständigen-Sätzen-Verweigerung‹ exponiere, so Alexandra Pontzen, trete sie diesem ›Kopf-Mann‹, wie Streeruwitz das der patriarchalen Sprache Ausgeliefert-Sein bezeichnet, entgegen. (Vgl. Pontzen 2004: 35f)

Diese Ort- und Sprachlosigkeit weiblichen Begehrens schlägt sich wie bereits angedeutet also auch auf Jelineks und Streeruwitz‘ Protagonistinnen nieder: Ihr Scheitern endet – einmal mehr, einmal weniger dramatisch – in Resignation:

Gerti, die Protagonistin Jelineks *Lust*, erlebt Sex ausnahmslos als Demütigung, d.h. sie lässt – die ihr durch ihren Mann Hermann zugefügte – sexuelle Gewalt passiv und ohne Widerspruch über sich ergehen. Dabei scheint sie jegliche Beziehung zu ihrem Körper oder

zu irgendeiner Form körperlichen Begehrens verloren zu haben; sie wird, wie Jelinek schreibt, »verspottet wie ihr ganzes Geschlecht, das den Strom der Haushaltswaren einschalten, aber seinen eigenen Körper nicht verwalten darf.« (Jelinek 1989: 197f) Ihr einziger Versuch, sich Lust zu verschaffen – und zwar durch das verzweifelte Klammern an die plötzlich entflammte Liebe zu dem Studenten Michael – scheitert ebenso. Vielmehr wird dieser Versuch sogar zum Auslöser der völligen Selbstaufgabe und der Beginn einer Überlebensstrategie, die Aline Willeke ›Betäubung‹ nennt. (Vgl. Willeke 1999) Letztlich ist sie also das Haushaltsgerät, das ausgeschaltet wird.

Und Helene, die Protagonistin Streeruwitz' *Verführungen* ›lässt es bleiben‹, als ihre Versuche, sich einen Westernheld nackt als Masturbationsvorlage vorzustellen, keine Wirkung zeigen. Bei einem weiteren Versuch im Auto, führen die quälende Lust sowie ihre Gedanken an einen passenden Ort für ihren ›Selbst-Akt‹, zu einem leeren Tank – mitten auf der Autobahn. (Vgl. Streeruwitz 1996: 62 bzw. 252) Dementgegen bemüht sich die inzwischen in die Jahre gekommene Protagonistin Margarethe aus *Nachwelt* nicht einmal mehr – ihr ist in den Jahren schlichtweg die ›Lust verlorengegangen‹. (Vgl. Streeruwitz 1999: 67)

Fatal ist hier nicht die Art und Weise, wie die gescheiterten Protagonistinnen Jelineks und Streeruwitz' ihrem Lebensalltag mit Ohnmacht oder Resignation begegnen, sondern vielmehr die verbreitete wissenschaftliche Handhabe, diese Resignation in die wissenschaftliche Verarbeitung dieser Stoffe hineinzutragen.

Mit der bereits angedeuteten Umwertung und Neuformulierung des Topos des Scheiterns als produktives und politisches Moment möchte ich eine andere Art der Rezeption vorschlagen, die nicht mehr von einem zweigeteilten und klar definiertem Machtraum ausgeht, sondern vielmehr das Machtpotential der Sprache selbst sowie deren Interaktion mit den Sprecher_innen in den Vordergrund rückt.

In anderen Worten möchte ich mich für einen Vollzug einer *dekonstruktivistischen* oder auch *queeren Wende* in der Verhandlung weiblicher Autorenschaft und Thematisierung von weiblichem Begehren in der Literatur aussprechen, die u.a. auch Anna Babka und Susanne Hochreiter bereits 2006 mit einer Konferenz sowie dem daraus entstandenen Band *Queer Reading in den Philologien* (Babka;

Hochreiter 2008) in Bewegung gebracht haben. *Queer reading* bedeutet hier und in Anlehnung an Eve Kosofsky Sedgwick eine Lektürestrategie, das, was außerhalb unserer Wahrnehmung liegt, sichtbar zu machen. Im Übrigen eine Herangehensweise, die auch Judith Butler in ihrer Arbeit thematisiert und praktiziert und die im Folgenden Thema sein soll.

Tatsächlich tragen die Bedeutungshoheiten der Wissenschaftler_innen, wie Babka schreibt, »in der Schreibung der Literaturgeschichten, in der Kanonisierung von Werken von Autor_innen, in der Wertung von Literatur und ihrer Interpretation zu der Negation und dem Verschweigen von antinormativen Geschlechtlichkeiten und Sexualitäten« (ebd.: 11) bei, d.h. die präferierten Lektürewesen, die dazu tendieren, Bedeutungen festzulegen und Texte somit anderen Lesarten zu verschließen (vgl. ebd.), legen nicht nur Bedeutungsräume fest, sondern haben auch Einfluss auf das, was wahrnehmbar ist oder wird.

Dass sich die Literaturwissenschaft zumindest einer dekonstruktivistischen Lesart verschließt bzw. dieser nur widerwillig öffnet, zeigt sich auch insofern, als Butler bereits 1990, also ein Jahr nach der Veröffentlichung von Jelineks *Lust*, mit *Gender Trouble (Das Unbehagen der Geschlechter* 1991) die Reformulierung von Kategorien wie ›Weiblichkeit‹, ›Frau‹, ›weibliches Schreiben‹ etc. als Konzept diskursiver Geschlechterdifferenz postulierte. Trotz des ›dekonstruktivistischen Hypes‹, den sie damit insbesondere in den *Humanities* auslöste, blieben und bleiben noch immer zahlreiche literaturwissenschaftliche Versuche, dem ›Weiblichen in der Schrift‹ beizukommen, in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts verhaftet. Und das, obwohl gerade eine solche Lektürestrategie die Veränderung oder Verschiebung privilegiert – und eben keine erstarrte Resignation.

Denn mit dem Vollzug einer dekonstruktivistischen/*queeren* Wende bzw. mit der Adaption der theoretischen Konzeptionen Butlers im literarischen Diskurs wird Sprache als Normenträger eingesetzt, der wiederum handelnde Subjekte einsetzt, durch welche die Sprache im Gegenzug ihre Wirkmächtigkeit erhält. Demzufolge lässt sich sagen, dass jegliches Subjekt bestimmten Normierungen, d.h. auch der gegenwärtigen patriarchalen Struktur unterworfen ist und von daher nicht mehr davon ausgegangen werden kann, dass Männer kollektiv

diejenigen wären, die hier die (normativen) Gesetze per Verkündung begründen würden.

Unter diesem Blickwinkel ließe sich das in *Lust* zelebrierte Scheitern als beidgeschlechtliches fassen, insofern Gerti, die objekthaft inszenierte und misshandelte Ehefrau, zwar ›nicht zur Sprache kommt‹, auf der anderen Seite der gottgleiche und tyrannisch gezeichnete Ehemann Hermann allerdings auch keine ›eigene Sprache‹ zu Stande bringt, sondern vielmehr die Sprache pornographischer Filme imitiert. Jelineks Wortschwallduktus sowie der Verzicht auf direkte Rede würden eine derartige Rezeption unterstützen.

Der hier verwendete Konjunktiv macht allerdings ebenso deutlich, dass auch diese rein auf Normen und Sprachabhängigkeit ausgerichtete dekonstruktivistische Herangehensweise scheitern muss: Subjekte sind zwar gleichermaßen von Normen durchdrungen, allerdings sind es die gegenwärtig normativen Vorschriften selbst, die eine dichotome und misogynen Struktur besitzen und Subjekt- bzw. Objektstatus an Mann bzw. Frau binden. Anders ausgedrückt lässt sich sagen, dass Sprache unterschiedlich wirkt, insofern ihre Wirkmächtigkeit insbesondere von der ›naturalisierten Ranghöhe‹ der Position der Sprecher_innen im herrschenden Diskurs abhängt. Das, wogegen also angegangen werden muss, sind die Begrenzungen solcher Naturalisierungen und damit auch, wie bereits mit dem Hinweis auf eine ›melancholische‹ und ›betrauerbare Realitäts-spaltung‹ angedeutet, gegen jene des Bereichs des Wahrnehmbaren.

›Mann-‹ bzw. ›Frau-Sein‹ (die hier vorgenommene Pauschalisierung dient der Verdeutlichung der Notwendigkeit dieser Lektürestategie) in dieser gesellschaftlichen Ordnung lässt sich – und in Hinblick auf die Infragestellung des Wahrnehmbaren – auch mit Butlers Adaption Freuds Differenzierung von *Trauer* und *Melancholie* (vgl. insbesondere Butler: 1997) beschreiben: Während Frauen in der permanenten Reflexion ihres objekthaften Daseins bereits um ihre (bzw. um Teile ihrer) Unterworfenheit ›wissen‹, verleugnet die ebenso permanente Rede vom männlichen Diskurs bzw. die Gleichsetzung von Patriarchat und männlicher Ordnung ihre normative Abhängigkeit unentwegt, wodurch diese in den melancholischen Bereich der

Unsichtbarkeit abdriftet, kurz unwahrnehmbar wird und damit auch nicht verhandelbar.

Dieser Unterschied zwischen ›aktiver Trauerarbeit‹ und ›passivem Trauern‹ schlägt sich realiter allerdings in vielen Fällen buchstäblich schwer auf das gelebte Geschlechter-Verhältnis nieder.¹ Eine Sichtbarmachung bzw. ein Andenken und Imaginieren des Verworfenen in den nicht-wahrnehmbaren Bereich der Realität verweist einmal mehr auf die Dringlichkeit, literaturwissenschaftliche Analysen als teilweise ebenso kreativen Akt zu handhaben wie das analysierte Werk selbst, d.h. die Betonung der Imagination ›neuer‹ Realitäten jenseits des Wahrnehmbaren kommt nicht nur konstruierten Normen-Verhältnissen näher, die ein sehr reales und auch gewaltsames Leben annehmen, sondern berühren auch den Ort, wo die Kunst das Politische berührt. Und dieser Ort ist gleichzeitig der Ort des Moments produktiven Scheiterns, dem Moment, wo Normen wiederholt werden, rückwirkend naturalisiert durch ihre gesellschaftliche Inszenierung. Das Scheitern nimmt hier also eine doppelte Produktivität an: zum einen müssen normative Vorschriften, um selbst weiter bestehen zu können, an ihrem eigenen Ideal scheitern, d.h. wenn man so will ›mit der Mode gehen‹, zum anderen bedeutet dies aber auch, dass eben keine Bedeutung dieses Ideal, keine Identität ihre Kategorie vollständig erfüllen kann und damit per se scheitern muss, prinzipiell also auch weitere, pluralisierte Ideale imaginiert werden können. Und welcher Ort könnte dafür besser geeigneter sein als die Kunst, in diesem Fall die Literatur?

In diesem Zusammenhang lässt sich feststellen, dass sich Verschiebungen naturalisierter identitärer Festschreibungen, trotz ihrer generellen Privilegierung des Scheiterns als ›weibliches‹ Moment, auch bei Streeruwitz ausmachen lassen:

Während in *Lust* die Opferrolle mit Gerti klar besetzt ist, bietet Streeruwitz in *Verführungen* eine Darstellung des ›Mann-Seins‹, die sich nicht mehr ganz mit dem Bild des Mannes als sexuellen Potenzprotz und Alleinherrscher über das Begehren vereinbaren lässt. Henryk zeigt sich zunehmend als sexuell uninteressiert und wiegt sich

¹ Vgl. hierzu auch die Analysen Butlers zu der Wahrnehmbarkeit von Kriegsopfern in *Frames of War. When Life is Grievable* (Butler 2009)

lieber im wohligen Gefühl, ein Zuhause mit Helene zu haben. Als Helene bei einem Spaziergang die Lust überkommt und sie Henryk mehr oder weniger ungefragt oral befriedigt, scheint es eher sie zu sein, die sich dabei Befriedigung verschafft:

Helene zog Henryk zu Boden. Beugte sich über ihn. Sie zog den Zippverschluss seiner Flanellhose auf und nahm ihn in den Mund. Sie schleckte, leckte, sog und rieb an seinem Schwanz. Mit den Lippen. Mit der Zunge. Am Gaumen. Sein Samen füllte ihren Mund. Sie bekam einen Augenblick keine Luft. Sie hätte noch lange so weitermachen können. Sie hatte alles andere vergessen. [...] Henryk hatte keinen Laut von sich gegeben. Helene getraute sich nicht, ihm ins Gesicht zu sehen. Auf einmal genierte sie sich schrecklich [...] Sie hätte sich beherrschen sollen. (Streeruwitz 1999: 89)

Literarische Darstellungen, in denen die inszenierten Geschlechterrollen und -verhältnisse mehr und mehr die Grenzen zwischen Subjekt- und Objekt als vergeschlechtlichte Zuschreibungen verwischen und von daher dekonstruktivistische/*queere* Lektürewesen notwendig machen, lassen sich auch in den Werken weiterer österreichischer Autorinnen festmachen:

Birgit Müller-Wieland bringt in der *Farbensucherin* beispielsweise vertraut weibliche Einsichten durcheinander, indem sie beiden Geschlechtern die gleiche Innenperspektive in den Mund legt:

Man kann jahrelang einen Mann lieben und trotzdem kreuzunglücklich im Bett mit ihm sein, sagt eine der Frauen zu ihr [...] Man kann jahrelang eine Frau lieben und trotzdem kreuzunglücklich im Bett mit ihr sein, sagt einer der Männer zu ihr. (Müller-Wieland 1997: 201)

Im Kontext der Etablierung dekonstruktivistischer/*queerer* Analysestrategien zeigt sich, dass solche Verschiebungen jedoch nicht nur mittels inhaltlicher *Kunstgriffe* in Anspruch genommen werden können, sondern dass mit Hilfe eines weiteren Theorems Butlers auch der sprachlichen Dimension normativer Verschiebungen beizukommen ist: der Politik des Aneignens und Resignifizierens von Bedeutungen.

Insofern *queer* auch auf Derridas Verhandlung der *différance* verweist, d.h. auf die permanente Umdeutung von Benennungen und Bedeutungen, spiegelt sich in einer *queeren* Handlungsstrategie auch

der Gedanke wider, das Sprache (d.h. die durch sie transportierten Normen) nicht ohne die Interaktion mit der Position der Sprecher_innen wirkmächtig sein und von daher durch ihre Verwendung in einem anderen Sprecherkontext umgewertet werden kann.

Im Zusammenhang mit *hate speech* (also beleidigende, verletzende oder drohende Äußerungen, die Einfluss auf die Generierung von Wirklichkeit haben können, wie beispielsweise auch die Bezeichnungen ›Nigger‹ oder ›Fotze‹) geht Butler – aufgrund eben dieser Unabgeschlossenheit von Bedeutungen – davon aus, dass sprachliche Ausdrücke in Formen ›radikaler Fehlaneignungen‹ dekontextualisiert und rekontextualisiert werden können. D.h., dass die Hoffnung besteht, durch die Aneignung verletzender Sprache deren Bedeutung so zu verschieben, dass ihre verletzende Wirkmächtigkeit verloren geht. (Vgl. Butler 1998: 145f)

In diesem Zusammenhang und vor allem in Hinblick auf die ästhetische Bearbeitung solcher Fehlaneignungen schreibt Butler:

Die ästhetische Umsetzung eines verletzenden Ausdrucks kann den Ausdruck sowohl verwenden als auch erwähnen, d.h., sie kann ihn gebrauchen, um bestimmte Wirkungen hervorzurufen, aber sich zugleich auf die Verwendung beziehen und damit die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass es sich um ein Zitat handelt. (Ebd.: 143)

Es geht in diesem Konzept in erster Linie also darum, Sprache auszustellen, sie folglich als tradierte, aber prinzipiell veränderliche Normen zu kennzeichnen. Veränderlich werden Normen, wie bereits erwähnt, aufgrund ihrer zeitlichen Gebundenheit sowie ihrer Abhängigkeit von ihrer Performanz. Sprache/Normen zieht/ziehen zwar realitätserzeugende Effekte nach sich, dennoch klafft zwischen dem Akt der Benennung und dem Prozess der Materialisierung des Benannten eine Lücke. In anderen Worten geht Butler von einer Kluft zwischen dem Performativen und dem Referentiellen aus, was bedeutet, dass sich eine zugeschriebene Identität nur als solche einem tatsächlichem Leben einschreibt, wenn sich die/der Beschriebene selbst dieser Bezeichnung unterwirft und/oder die Bezeichnung mitsamt ihren Konnotationen von einer Majorität über die/den Benannte/n regelrecht gestülpt wird – in jedem Fall ist diese aber von ihrer konsequenten Wiederholung abhängig. Wenn diese Wiederholung unterbrochen oder anderweitig gestört wird,

beispielsweise durch eine Umwertung der Konnotationen, bleibt im Akt der Wiederholung ein Raum der Veränderung. (Vgl. ebd.: 208f)

Eine literaturwissenschaftliche Herangehensweise in Sinne einer dekonstruktivistischen/*queeren* Lektüre kann von daher eine Auseinandersetzung mit der Aneignung und Umwertung von Bezeichnungen durch in irgendeiner Form Marginalisierten, Unterdrückten, Entsubjektivierten sein, die sich weg von einer geschlechtlicher Ästhetik hin zu einem offenen politischen Moment bewegt.

Wenn Jelinek unter diesem Gesichtspunkt in *Lust* unentwegt Ausdrücke aus dem pornographischen bzw. *hate speech*-nahen Kontext zitiert und sowohl das männliche als auch die weiblichen Geschlechtsteile betitelt als: ›Schwanz‹, ›spuckender Spender‹, ›Fut‹, ›Möse‹, ›Muschi‹, ›Loch‹, ›Fotze‹, ›Tutteln‹, ›Glocken‹ usw., dann stellt sie nicht nur die Zitathaftigkeit der Sprache aus, sondern konfrontiert die Rezipient_innen mit deren eigener Normenwelt und evoziert dabei vielfach ein Gefühl der Scham. Durch die Einbindung derart tabuisierter Worte in eine ganz und gar nicht alltägliche Sprachverwendung wird dieses Schamgefühl noch verstärkt. Besonders stark wirkt diese ›Sprach-Entblößung‹ in jener Szene, in welcher Gerti von Michael und einigen seiner Bekannten vergewaltigt wird:

Alle schlucken etwas aus ihrer Taschenflasche, aber Michaels Schwanz ist immer noch ein rechter Flachmann, alles was recht ist [...] An ihrer lieben Fut und an ihrem lieben After wird lachend gefinkelt und gefingert, oh, würde sie doch möglichst bald wieder vom Schlaf aufgefunden. (Jelinek 1989: 201)

Solange dieses Gefühl des Unwohlseins, der Verwirrung aufrecht erhalten werden kann, ist – so Butler – auch subversives Potential vorhanden. (Vgl. Butler 1991: 61f)

Doch auch das subversive Potential hat eine zeitliche Begrenzung. In dem Moment, in dem diese Form der Sprache akzeptiert wird, verliert sie ihre Kraft, an den vorhandenen Normen zu rütteln und wird kurzerhand von diesen einverleibt. D.h. vormalig tabuisierte Sprache wird naturalisiert; sie wird zur Alltagssprache. Der schlimmste Feind der Subversion ist die demnach die Rede von der ›Authentizität‹. Paradoxerweise ist es aber genau dieser Anspruch auf ein ›Authentisch-Sein‹, den insbesondere jüngere österreichische

Autorinnen an sich und ihr Werk stellen, wenn es darum geht, weibliches Begehren zu fassen.

In Anspielung auf das literarische *coming-out* Anja Meulenbeults mit dem Titel *Die Scham ist vorbei* (Meulenbeult 1978), bemerkt Alexandra Pontzen: »Heute [...] klingt das melancholisch, weil mit dieser Forderung der Tod der erotischen Literatur einhergeht.« (Pontzen 2004: 21)

Der Tod der erotischen Literatur besteht für Pontzen vor allen Dingen darin, dass die Autorinnen der Gegenwart das Recht auf einen ›hässlichen Realismus‹ bei ihren Sex-Darstellungen einklagen: »Kleine Ungeschicklichkeiten, mangelnde Koordination von Bedürfnissen und Körpergliedern, fragwürdige Orgasmen und realistische Nebenerscheinungen wie schmutzige Bettwäsche werden nicht ausgespart.« (Ebd.: 25)

So ist auch bei Autorinnen wie Simone Schönnett, Kathrin Röggl oder Mieke Medusa das Wort Penis fast gänzlich mit ›Schwanz‹ ersetzt worden und der Sex ist dem ›Ficken‹ oder ›Vögeln‹ gewichen. Die Darstellungen des gemeinsamen Sex-Aktes zwischen Mann und Frau kommen oft Beschreibungen von Masturbationsakten gleich. Sowohl Mann als auch Frau suchen im Sex die kurze Befriedigung ihrer Geilheit. Im Vordergrund steht der ganz normale Alltagswahnsinn, den eine derartige Benutzung des anderen Geschlechts mit sich bringt.

Während der Protagonistin Mieke Medusas *Freischnorcheln* beim Sex-Akt die Gedanken kommen: »Ich habe immer gedacht, ältere Männer kämen, wenn überhaupt, später« (Mieke Medusa 2008: 108), beschwert sich die Protagonistin in Kathrin Rögglas Erzählung *bettgeschichte* über die Qualitäten ihres aktuellen Bettpartners:

das ist aber kein sex, hatte sie eben ausrufen wollen, was du da machst, das sind höchstens nebengeräusche, nebenentwicklungen unter der haut. richtiger sex sieht anders aus, richtigem sex muss man auch beiwohnen, hatte sie hinzufügen wollen, so wie er unter ihr lag und ein ernstes beflissenes gesicht machte. doch so gut kannte man sich auch wieder nicht. (Röggl 2002: 66)

Was ›authentisch‹ oder sogar ›emanzipiert‹ gemeint ist, entpuppt sich bei näherem Hinsehen nicht nur als Inversion, als Umkehrung bestehender Verhältnisse, sondern vor allem als Naturalisierung weiterer Normen. Diese ›neuen‹ Normen vermitteln

allzu schnell das Bild, (junge) Frauen unterhielten sich und dächten in einem fortwährenden ›*Sex-and-the-City*-Duktus‹.

Was als Tod der erotischen Literatur beschrieben wird, kann in diesem Zusammenhang auch den Ausschluss jener Sprache bedeuten, die von der Mode der ›hässlichen Authentizität‹ abweicht und deswegen bald als ›Kitsch‹ oder auch als ›trivial‹ abgestempelt wird und in der Literaturwissenschaft weniger Beachtung findet, folglich in einen Bereich des Unsagbaren abdriftet.

Im Unterschied zu jenen Protagonistinnen, die in ihrer Sprache Alltag behaupten und Identifikationsfläche bieten wollen, rückt Margit Hahn in ihrem Erzählband *Entgleisungen* Figuren in den Vordergrund, die kaum Anspruch auf eine solche erheben. Sie sind – wie Anna Mitgutsch schreibt – anonym, gnadenlos böse, ohne schlechtes Gewissen, sie sind witzig, sarkastisch und leben hemmungslos ihre Gelüste aus. (Vgl. Mitgutsch 1996: 62) Hahn macht sowohl Frauen als auch Männer zu Objekten, indem sie zwar auf eine ›klassische‹ Sprache sowie traditionelle Bilder erotischer Darstellungen zurückgreift, diese im gleichen Atemzug jedoch bricht: In ihrer Erzählung *Nachtfahrt* beschreibt eine junge Frau, die den gängigen Schönheitsmustern zu entsprechen scheint, auf sehr konventionelle Weise, wie sie sich im Schlafwagenabteil lautstark selbst befriedigt, um den jungen und vor allem attraktiven Schaffner zu ködern:

Ich steige in das obere Bett, ich ziehe mich nun langsam aus, ich lasse Kleidungsstücke hinunterfallen, über dem Bett ist ein Spiegel angebracht, darin betrachte ich meinen schlanken Körper, meine langen Beine, der Zug rattert dahin, ich bin nicht müde, ich lächle mich an, in dem Abteil ist es heiß, ich ziehe die Schenkel an, ich spreize die Beine, beginne mich zu streicheln, zuerst die Brüste und dann..., stöhne ich laut, ich beobachte mich, ich kann hören, dass die Schritte verstummen, nehme an, dass der Schaffner jetzt wahrscheinlich vor meiner Tür steht, den Reißverschluss seiner Hose öffnet, langsam und leise, wie er sich gegen meine Tür lehnt und lauscht, wie er sein hartes Glied in die Hand nimmt, meine Hand bewegt sich immer schneller, kreisende Bewegungen, seine Hand bewegt sich immer heftiger, meine Finger finden meine empfindlichsten Stellen und dann schreie ich. Flüssigkeit tropft auf die Decke – und gegen die Tür. (Hahn 1996: 30f)

Juli 2010

Gebrochen wird diese recht traditionelle Darstellung – wie sie auch in jedem Softporno stattfinden könnte – zum einen durch die absurde Erzählsituation – die Realität, so Mitgutsch, wird bei Hahn auf dem Bahnsteig zurückgelassen (vgl. Mitgutsch 1996: 61) – und zum anderen durch die Handlung der Protagonistin, die beschriebene Szene ihrem weiblichen Gegenüber recht unvermittelt im Speisewagen zu erzählen, um diese wiederum zu erregen oder sogar ›rumzukriegen‹, in anderen Worten durch ihre Tat, heteronormative Gewohnheiten durcheinanderzubringen.

In der Unabgeschlossenheit der Sprache liegt von daher die Möglichkeit, subversive Schreib- und Lesakte ästhetisch zu vermitteln. In einer derartigen Strategie und Herangehensweise, lässt sich das Scheitern einer ›genuin feministischen Literatur(wissenschaft)‹ nutzen, um Versuche zu unternehmen, sich weg von naturalisierten Konstruktionsleistungen – wie auch der Gleichsetzung von Patriarchat und Mann – hin zu einem kritischen Umgang mit normativer Sprachverwendung zu bewegen.

Die sich hier bergende Gefahr liegt allerdings – und wie ich in diesem Beitrag versucht habe, zu verdeutlichen – nicht in einer prinzipiellen Öffnung der Sprache, wie Pontzen befürchtet, wenn sie bemängelt, dass Sprache, so wie sie auch von Streeruwitz eingesetzt werde, diese missbraucht werden könne, insofern diese (wie beispielsweise auch Jelineks Sprache) nicht grundsätzlich in Frage stelle. (vgl. Pontzen 2005: 39) Diesen ›Missbrauch‹ macht Pontzen an der Plakat-Ankündigung einer erotischen Serie der Bild-Zeitung von 2002 fest: Neben spärlich bekleideten Mädchen waren Sätze zu lesen, die Pontzen als Anspielungen auf Streeruwitz' Stil versteht:

»Ich mag's ganz sanft. Hinterher.« Oder auch »Mein Rekord liegt bei 8 Stunden.« (Vgl. ebd.)

Gefährlich ist in diesem Sinne nur der Akt der Naturalisierung, d.h. der Versuch der vollkommenen Aneignung und Festlegung der Bedeutung von Sprache, wodurch, um mit Butler zu sprechen, der unmögliche Versuch unternommen werden würde, die Kluft zwischen Sagen und Tun, also auch zwischen Benennung und Materialisierung, zu schließen. (Vgl. Butler 1998: 178)

Dass Worte allerdings von jeder Seite fehlangeeignet werden können, liegt in der Logik dieser Theorie und diese muss, wie Gayatri Chakravorty Spivak anmerkt, auch fehlertolerant sein, denn

Veränderung ist *per definitionem* ein Fehler. (Vgl. Spivak 2008: 91) –
Womit wir wieder bei der Notwendigkeit des Scheiterns wären.



Literatur

Butler, Judith: *Frames of War: When Life Is Grievable*. Verso, London, New York 2009.

Butler, Judith: *Excitable Speech. A Politics of the Performative*. Routledge, London, New York 1997. Dt.: Menke, Kathrina; Krist, Markus (Übers.): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin Verlag, Berlin 1998.

Butler, Judith: *The Psychic Life of Power: Theories in Subjection*. Stanford University Press, Stanford 1997.

Butler, Judith: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. Routledge, London, New York 1990. Dt.: Menke, Kathrina (Übers.): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1991.

Frischauf, Angela: *Sexualität und Pornographie im Frauenbild der Gegenwartsliteratur*. Diplomica-Verlag, Hamburg 2009.

Hahn, Margit: *Entgleisungen: [Eisenbahnerzählungen]*. Wiener Frauenverlag, Wien 1996.

Jelinek, Elfriede: *Lust*. Rowohlt, Reinbek 1989.

Medusa, Mieke: *Freischnorcheln*. Milena-Verlag, Wien 2008.

Meulenbelt, Anja: *Die Scham ist vorbei. Eine persönliche Geschichte*. Frauenoffensive, München 1978.

Meyer, Anja: *Elfriede Jelinek in der Geschlechterpresse: ›Die Klavierspielerin‹ und ›Lust‹ im printmedialen Diskurs*. Olms-Weidmann, Hildesheim [u.a.] 1994.

Mitgutsch, Anna: *Nachwort*. In: Hahn, Margit: *Entgleisungen: [Eisenbahnerzählungen]*. Wiener Frauenverlag, Wien 1996.

Müller-Wieland, Birgit: *Die Farbensucherin*. Haymon-Verlag, Innsbruck 1997.

Neissl, Julia: *Tabu im Diskurs: Sexualität in der Literatur österreichischer Autorinnen*. Studienverlag, Innsbruck, Wien 2001.

Polt-Heinzl, Evelyne: *Körperstrategien – Textstrategien*. In: Aspetsberger, Friedrich (Hg.): *Neues: Trends und Motive in der (österreichischen) Gegenwartsliteratur*. Studienverlag, Innsbruck 2003, 183-203.

Pontzen, Alexandra: *Beredete Scham*. In: Gruber, Bettina; Preußler, Heinz-Peter (Hg.): *Weiblichkeit als politisches Programm*.

Sexualität, Macht und Mythos. Königshausen & Neumann, Würzburg 2005, 21-41.

Röggla, Kathrin: Irres Wetter. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt am Main 2002.

Spivak, Gayatri, Chakravorty: Righting Wrongs – Unrecht richten. Diaphanes, Zürich, Berlin 2008.

Streeruwitz, Marlene: Nachwelt: ein Reisebericht. Fischer, Frankfurt am Main 1999.

Streeruwitz, Marlene: Verführungen: 3. Folge Frauenjahre. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1996.

Willeke, Aline: Über ›Lust‹ von Elfriede Jelinek. In: Literaturkritik Nr. 8/9, Schwerpunkt: Erotische Literatur, August 1999. online:

http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=359

(zuletzt aufgerufen am 8. Januar 2011)

ÜBERKREUZUNGEN
SOUTHERN

wien



konferenz

MALCA